

(Nachdruck verboten.)

22]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

„Ach was, Sie sind ja ein famoser Bursche,“ sagte er dann. „Vor Ihnen braucht man nicht auf den Beinen zu schleichen.“ Er nahm einen Schlüssel aus einem Geheimfach in seinem Schreibtisch. „Jetzt ist ja die Gefahr vorüber, aber vorsichtig ist man doch. Das ist noch so ein Ueberbleibsel von damals, als es hart herging. Die Polizei machte auf unsere Sammelzeichen Jagd. Der Großmeister kam selbst eines Abends mit dem Fahnentuch unter dem Mantel zu mir: „Sie müssen sie aufbewahren, Stolpe, Sie sind der Zuverlässigste von uns allen.“ Er und die Frau entfalteten das ganze große Flaggentuch. „Sehen Sie, das ist das Sammelzeichen für die Internationale. Sie sieht ein wenig mitgenommen aus, denn sie hat ja schon allerlei mitgemacht. Bei den Versammlungen draußen auf dem Ager, wo das Militär gegen uns mit scharfen Patronen kommandiert war, wehte sie über der Rednertribüne, da hat sie uns zusammengehalten. Wenn sie über unserem Kopfe klatzte, war es, als wenn wir zu ihr schwuren. Die Polizei verstand das auch und wollte sie absolut haben. Sie ging mitten während einer Versammlung auf die Fahne vor, aber es wurde nichts draus, und seither haben sie sie verfolgt, sie mußte von Mann zu Mann wandern. So ist sie mehr als einmal zu mir gekommen. Ja, und eines Abends brach die Polizei hier ein und nahm Vater mit, als wir beim Abendessen saßen. Sie stellten die ganze Wohnung auf den Kopf und schleppten ihn ins Loch, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Die Kinder waren damals klein, und da können Sie sich denken, wie traurig es für mich aussah. Ich wußte ja nicht, wann sie ihn wieder hinauslassen würden.“

„Ja, aber die Fahne kriegten sie doch nicht,“ sagte Stolpe und lachte herzlich. „Die hatte ich schon weitergegeben; sie war in den Tagen nie so recht lange an einem Ort. Jetzt führt sie ein verhältnismäßig ruhiges Dasein, und Mutter und wir andern auch!“

Die Jungen standen schweigend da und starrten die Fahne an, die so viel mitgemacht hatte und gleichsam das heiße rote Blut der Bewegung war. Vor Pelle entrollte sich hier eine ganz neue Welt. Das, was auf dem Grunde seiner Seele brannte, war nicht mehr ganz so wild; als er noch daheim umherging und die Spiele der Kindheit spielte oder Vieh hütete, hatten schon starke Männer zugriffen und den Grund zu dem Ganzen gelegt. Eine eigentümliche Hitze strahlte in ihm aus und stieg ihm zu Kopf. Wenn er es nun gewesen wäre, der die glühende Fahne gegen die Unterdrücker geschwungen hätte, er!

„Und nun liegt sie hier in der Truhe und ist vergessen,“ sagte er mißmutig. „Sie ruht nur,“ sagte Stolpe. „Vergessen, ja, die Polizei glaubt wohl nicht, daß sie noch existiert. Stecken Sie sie aber auf eine Stange, und sie sollen sehen, wie sich die Kameraden um sie scharen. Alte wie Junge. In dem Stück Zeug ist Feuer! Und zwar Feuer, das niemals erlischt!“

Sorgfältig falteten sie die Fahne zusammen und legten sie wieder hinein. „Es darf aber doch nicht laut über die Fahne geredet werden. Sie verstehen wohl!“ sagte Stolpe.

Es schellte, und Stolpe beeilte sich, die Fahne zu verschließen und den Schlüssel zu verstecken, während Frederik hinausging und öffnete. Sie sahen einander unruhig an und standen da und lauschten.

„Es ist nur Ellen,“ sagte Frederik und kam herein, gefolgt von einem großen, brünetten Mädchen mit einem ernsten Wesen. Sie hatte einen Schleier vor dem Gesicht, und vor dem Mund sah ihr Atem wie ein Perlengewebe im Schleier.

„Ach, das ist das Mädchel!“ rief Stolpe und lachte. „Was für Narrenstreiche, die werden ja ganz nervös, genau so nervös wie in alten Zeiten, und Du bist zu dieser nächtlichen Stunde auf der Straße! Und bei dem Wetter?“ Er sah sie liebevoll an, man konnte ihm anmerken, daß sie sein Verzug war. Außerlich waren sie sehr verschieden.

Sie begrüßte Pelle mit einem winzig kleinen Anix und sah ihn ernsthaft an. Es lag etwas Anmutiges, Stilles über ihr, das ihn gleich einnahm. Sie war dunkel gekleidet, ohne den geringsten Anstrich von Putz, aber in soliden Sachen.

„Willst Du nicht ablegen?“ fragte die Mutter und knöpfte ihr den Mantel auf. „Du bist ja ganz naß, Kind!“

„Nein, ich muß gleich wieder gehen,“ erwiderte Ellen. „Ich wollte nur einmal vorgucken.“

„Dazu ist es doch aber reichlich spät,“ brummte Stolpe. „Hast Du erst jetzt Feierabend?“

„Ja, es ist ja heute nicht mein Ausgehtag.“

„So, also der ist heute nicht? Ja, das ist 'ne nette Sklaverei, bis elf Uhr abends.“

„Das ist nun einmal so, Vater, und es wird nicht besser, wenn Du mich auch ausschilfst,“ erwiderte Ellen mutig.

„Nein, aber Du brauchstest ja nicht zu dienen. — Es ist kein Sinn darin, daß unsere Kinder in den Häusern der Arbeitgeber Dienste verrichten sollen! — Geben Sie mir darin nicht Recht?“ wandte er sich an Pelle.

Ellen lachte hell. „Das ist doch ganz einerlei, Vater arbeitet ja auch für die Arbeitgeber!“

„Zawohl, aber das ist etwas anderes. Von Uhr so und so viel bis Uhr so und so viel und dann fertig! Das andere ist das Heim; die aus dem einen Heim müssen in das andere Heim gehen und alle Dreiarbeit übernehmen.“

„Vater ist ja doch nicht in der Lage, mich zu Hause zu behalten.“

„Das weiß ich wohl, aber leiden kann ich es darum doch nicht. Du könntest auch sicher eine andere Beschäftigung finden.“

„Ja, aber das will ich nicht! — Ich will die Berechtigung haben, über mich selbst zu verfügen,“ erwiderte sie bestimmt.

Die anderen sahen schweigend da und sahen einander ängstlich an. Die Adern an Stolpes Stirn schwoollen an, er war blau im Gesicht und fürchterlich böse. Aber Ellen sah ihn mit einem kleinen Lächeln an. Er erhob sich und ging brummend in das andere Zimmer. Die Mutter schüttelte den Kopf über sie. Sie war ganz blaß: „Aber Kind, aber Kind!“ flüsterte sie.

Nach einer Weile kam Stolpe mit einigen alten Zeitungen herein, die er Pelle zeigen wollte. Ellen stellte sich hinter seinen Stuhl und sah hinein; sie stützte den Arm auf seinem Rücken und kraute ihm gedankenlos das Haar. Die Mutter zupfte sie am Kleid. Es waren illustrierte Blätter aus der bewegten Zeit.

Die Uhr schlug halb zwölf, und Pelle brach erschrocken auf. Er hatte die Zeit ganz vergessen.

„Nehmen Sie das Mädchel mit,“ sagte Stolpe. „Ihr habt ja denselben Weg. Nicht wahr Ellen? Dann hast Du Begleitung. Es hat keine Gefahr, mit ihr zu gehen, denn sie ist heilig.“ Es klang so, als wolle er sich für seine Niederlage rächen. „Kommen Sie bald wieder, Sie sind uns stets willkommen.“

Sie sprachen nicht recht viel auf dem Heimwege. Pelle war verlegen und hatte ein Gefühl, daß sie da gehe und ihn ansehe und dachte, was für ein Bursche das wohl sei. Wenn er sich aufraffte, um etwas zu sagen, antwortete sie kurz und sah ihn forschend an. Und doch fand er, daß es ein interessanter Spaziergang war. Er hätte ihn gern noch in die Länge gezogen. „Vielen Dank für Ihre Begleitung,“ sagte er, als sie an ihrer Haustür standen. „Es würde mich freuen, Sie wieder zu sehen.“

„Wenn wir uns treffen sollen, wird es schon geschehen,“ erwiderte sie verschlossen, ließ ihm aber doch ihre Hand einen Augenblick.

„Wir werden uns sicher wiedertreffen! Seien Sie überzeugt davon!“ rief Pelle höflich aus. „Aber Du vergißt wohl, mich für die Begleitung zu bezahlen?“ Er beugte sich über sie.

Sie starrte ihn erstaunt an, mit ein Paar Augen, die ihn steinigten, meinte er. Dann wandte sie sich langsam ab und ging hinein.

Eines Tages nach Feierabend ging Belle mit etwas netter Arbeit zum Hosschuhmeister. Der Lagerist nahm sie an und bezahlte, begann dann andere zu expedieren und ließ ihn stehen. Belle wartete geduldig, räusperte sich nur hin und wieder. Dies war so eine Manier von den Leuten, man mußte schweigen und sich darein finden, wenn man Arbeit haben wollte. „Sie haben mich wohl vergessen?“ sagte er endlich ein wenig ungeduldig.

„Sie können gehen,“ erwiderte der Lagerist. „Sie sind hier fertig.“

„Was soll das heißen?“ fragte Belle überrascht.

„Das soll das heißen, was Sie hören. Sie haben Ihren Laufpaß bekommen, wenn Sie das besser verstehen können.“

Belle verstand es recht gut, aber es war doch ganz unangenehm, die Verfolgung im Beisein der Kameraden festzustellen. „Haben Sie denn irgend etwas an meiner Arbeit anzusehen?“ fragte er.

„Sie geben sich zuviel mit Dingen ab, die Sie nichts angehen, mein guter Mann, und dann kann man die Arbeit, die man tun soll, nicht verrichten.“

„Ich möchte doch gern wissen, was Sie an meiner Arbeit anzusehen haben,“ fuhr Belle hartnäckig fort.

„Zum Teufel auch. Das habe ich Ihnen doch gesagt, Mensch,“ brüllte der Lagerist. Oben in der Tür zum Hinterzimmer erschien der Hosschuhmacher und sah sich um. Als er Belle erblickte, fuhr er auf ihn ein:

„Machen Sie, daß Sie raus kommen, und zwar sofort!“ schrie er aufgebracht. „Glauben Sie, daß wir Leuten Brot geben, die uns untergraben? Raus, aus meinem Geschäft, Monsieur Fachvereinsmitglied!“

Belle blieb stehen und sah seinem Meister in die Augen; er hatte eher Lust, ihm eine Ohrfeige zu verabreichen, als sich rauschmeißen zu lassen. „Ruhig Blut!“ sagte er zu sich selbst, „ruhig Blut!“ Er lächelte, aber die Züge im Gesicht bekten. Der Hosschuhmacher umkreiste ihn in einer gewissen Entfernung und rief immerzu: „Raus mit Ihnen! Ach, Lagerist, rufen Sie doch mal die Polizei!“

„Da könnt Ihr sehen, Kameraden, wie man hier angesehen wird,“ sagte Belle und wandte Meyer seinen breiten Rücken zu. „Wir sind Hunde, nichts weiter!“

Sie standen da und sahen auf den Tisch herab und glichen Taubstummen in ihrer Angst, Partei zu nehmen. Dann ging er.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Chadschi-Murat.

31

Von Leo Tolstoj.

2.

In derselben Nacht hatten drei Soldaten und ein Unteroffizier die fünfzehn Werst von dem Dorfe, in dem Chadschi-Murat nächstigte, enifernte Festung Wosdwiwischenkoje durch das Schachgirinische Tor verlassen. Die Soldaten trugen kurze Pelze nebst Felmützen und bis über die Knie reichende Stiefel, wie sie damals die kaukasischen Soldaten zu tragen pflegten; der gerollte Mantel war über den Rücken gehängt. Die Soldaten marschierten zunächst mit dem Gewehr über der Schulter auf der Straße daher; nach etwa fünfhundert Schritten bogen sie ab, gingen, mit den Stiefeln das trockene Laub aufwühlend, noch etwa zwanzig Schritte nach rechts und machten neben einer umgebrochenen Platane, deren Stamm auch im nächtlichen Dunkel noch sichtbar war, Halt. An dieser Platane wurde in der Regel ein Geheimposten aufgestellt.

Die funkelnden Sterne, die, solange die Soldaten durch den Wald marschierten, über die Baumwipfel dahinzueilten schienen, hatten jetzt gleichfalls Hult gemacht und blinkten hell zwischen den entlaubten Zweigen der Bäume hindurch.

„Da wären wir,“ sagte der Unteroffizier Panow trocken, während er das lange Gewehr mit dem aufgeschlagenen Bajonett von der Schulter nahm und gegen einen Baumstamm warf, daß es nur so klirrte. Die drei Soldaten folgten seinem Beispiel.

„Nun hab' ich sie weiß Gott verloren!“ sagte Panow ärgerlich. „Entweder habe ich sie zu Hause vergessen, oder sie ist mir unterwegs herausgefallen.“

„Was suchst Du denn?“ fragte einer der Soldaten mit munterer, lecher Stimme.

„Meine Pfeife — weiß der Teufel, wo ich sie gelassen habe!“ „Sagt Du wenigstens das Pfeifenrohr?“ fragte dieselbe Stimme.

„Ja, hier ist's.“

„Wart', dann wollen wir gleich Abhilfe schaffen, Du kannst aus der Erde rauchen.“

Es war eigentlich verboten, auf dem Geheimposten zu rauchen, aber dieser Geheimposten hier war eigentlich gar kein solcher, sondern eher eine vorgeschobene Wache, die lediglich darauf zu achten hatte, daß die Bergbewohner nicht, wie es früher geschehen war, unbemerkt ihr Geschütz an die Festung heranbrachten und diese beschossen. Panow sah nicht ein, weshalb er sich unter solchen Umständen das Vergnügen des Rauchens versagen sollte, und so ging er auf den Vorschlag des munteren Soldaten ohne weiteres ein. Der Soldat nahm sein Messer aus der Tasche und grub damit ein Loch in dem Waldboden aus. Nachdem er die Erde an allen Seiten glatt angedrückt hatte, setzte er das Pfeifenrohr hinein, füllte das Loch mit Tabak, drückte ihn fest hinein, und die Pfeife war fertig. Das Feuerzeug blitzte auf und erhellte für einen Augenblick das knochige Gesicht des Soldaten, der auf dem Bauche dalag. Ein Pfeifen ließ sich in dem Rohre vernehmen, und Panow zog mit Behagen den angenehmen Duft des glimmenden Tabaks ein.

„Na, hast Du es fertig gebracht?“ fragte er den Soldaten.

„Und ob — da, sieh doch!“ antwortete dieser.

„Bist doch ein tüchtiger Kerl, Abdjejew — ein ganz durchtriebener Bursche.“

Abdjejew rückte zur Seite, um Panow Platz zu machen. Während noch eine letzte Rauchwolke seinem Munde entstieg, legte Panow sich lang hin auf den Bauch, wischte das Mundstück des Pfeifenrohrs mit dem Ärmel ab und begann draußlos zu dampfen.

Als alle der Reihe nach drangewesen waren, kamen sie ins Gespräch.

„Der Kompagniechef soll wieder mal in die Kasse gegriffen haben. Mächtig viel soll er verpielt haben,“ sagte einer der Soldaten in lässigem Tone.

„Er wird's schon zurückgeben,“ meinte Panow.

„Gewiß doch, er ist ein braver Offizier,“ bestätigte Abdjejew.

„Was heißt brav!“ versetzte düster der Soldat, der die Sache aufs Tapet gebracht hatte. „Ich meine, die Kompagnie sollte ihn zur Rede stellen — wenn er's schon genommen hat, dann mag er sagen, wieviel, und wann er's zurückzahlen wird.“

„Darüber muß die Kompagnie entscheiden,“ sagte Panow, die Pfeife aus dem Munde lassend.

„Das versteht sich, dafür hat sie ihren Verstand, gerade so gut wie der einzelne Mensch,“ pflichtete Abdjejew ihm bei.

„Es muß Hafer gekauft werden, und zum Frühjahr brauchen wir neue Stiefel — woher soll das Geld genommen werden, wenn er es wegnimmt?“ murmelte der Luzufriedene.

„Ich sage ja: die Kompagnie mag's entscheiden,“ wiederholte Panow. „Es wäre nicht das erste Mal, daß er's nimmt und wieder zurückgibt.“

In jener Zeit verwaltete beim kaukasischen Heere jede Kompagnie ihre ökonomischen Angelegenheiten durch erwählte Vertrauensleute. Sie erhielt aus der Kasse sechs und einen halben Rubel auf den Mann und verproviantierte sich selbst, pflanzte Kohl, mähte Heu, hatte ihren eigenen Fuhrpark und war stolz auf ihre wohlgenährten Pferde. Das Geld der Kompagnie befand sich in einer Schatulle, deren Schlüssel der Kompagniechef in Verwahrung hatte, und es kam häufig vor, daß dieser Anleihen bei der Schatulle machte. Ein solcher Fall lag auch diesmal wieder vor, und eben davon sprachen die Soldaten. Der mürrische Soldat — Nikitin hieß er — wollte, daß der Chef Rechenschaft ablege, während Panow und Abdjejew der Ansicht waren, daß dies nicht nötig sei.

Nach Panow kam Nikitin an die Reihe, ein paar Züge aus der Pfeife zu tun, worauf er seinen Mantel neben einem Baume ausbreitete und, mit dem Rücken gegen den Baumstamm gelehnt, sich niederlegte. Die Soldaten verstummten. Man hörte nur das Rauschen des Windes hoch oben in den Wipfeln der Bäume. Mitten durch dieses ununterbrochene, leise Geräusch hindurch ertönte plötzlich das Heulen, Winseln, Weinen und Lachen der Schatule.

„Da — wie sie lachen, die Diebster!“ sagte Abdjejew.

„Sie lachen Dich aus, weil Deine Schnauze schief ist,“ ließ der vierte Soldat, ein Kleinrusse, seine feine, singende Stimme vernehmen.

Wieder wurde es still; nur der Wind strich durch das Geäst der Bäume und bewegte diese, daß die Sterne am Himmel abwechselnd verdeckt und wieder sichtbar wurden.

„Sag' mal, Antonytich,“ fragte plötzlich der muntere Abdjejew den Unteroffizier, „kommt es Dir auch mal vor, daß die Sehnsucht Dich erjagt?“

„Was für eine Sehnsucht?“ fragte Panow griesgrämlich.

„Mich packt es manchmal so schlimm, so schlimm, daß ich selber nicht weiß, was ich mit mir anfangen soll.“

„Was Du sagst!“ bemerkte Panow.

„Weißt Du noch, wie ich damals das Geld vertrank? Auch das geschah nur aus lauter Sehnsucht. Wie es so über mich kam, sagte ich mir: Nun wirst Du Dich mal ganz gehörig begeben!“

„Es wird aber manchmal noch schlimmer, wenn man trinkt.“

„Gewiß, auch das hab' ich schon erlebt — doch was soll ich machen?“

„Wonach sehnst Du Dich denn eigentlich so sehr?“

„Wonach ich mich sehne? Nach der Heimat, nach den Reinen ich mich.“

„Ihr seid wohl sehr reich?“

„Nicht gerade reich, aber wir hatten zu leben. Ganz gut haben wir gelebt,“ sagte Wudjew und erzählte dem Unteroffizier zum hundertvierten Male seine Lebensgeschichte.

„Ich bin nämlich freiwillig für meinen älteren Bruder eingetreten,“ sagte er. „Er hatte fünf Kinder, und ich war eben jung verheiratet. Mütterchen hat mich so sehr, und da dachte ich: Was kommt mir's schon darauf an, vielleicht vergelten sie es mir einmal. Ich ging zum Gutbesitzer — ein guter Herr war's, den wir hatten, und er sagte zu mir: „Das ist brav von Dir, geh nur.“ Na, und so bin ich eben für den Bruder eingesprungen.“

„Das war sehr schön von Dir,“ meinte Panow.

„Ja, und möchtest Du's wohl glauben, Antonysch: jetzt sehne ich mich heim! Warum bin ich eigentlich für den Bruder eingesprungen? frag' ich mich. Er spielt jetzt den Herrn, und ich kann mich hier schänden. Und je mehr ich darüber nachdenke, desto schlimmer wird's. Das mag wohl sündhaft sein, aber was soll ich machen?“

Wudjew schwieg.

„Wollen wir nicht wieder ein Pfeifchen rauchen?“ fragte er nach einem Weilschen.

„Na, dann stopf' sie mal wieder!“ meinte einer von den Soldaten.

Doch sie kamen nicht mehr dazu, die Pfeife zu rauchen. Kaum hatte Wudjew sich erhoben und mit dem Stopfen der „Pfeife“ begonnen, als sich durch das leise Rauschen des Windes Schritte auf dem Wege vernehmen ließen. Panow griff nach seinem Gewehr und stieß Nikitin mit dem Fuße an. Nikitin erhob sich und nahm seinen Mantel auf. Auch Bondarento, der vierte Soldat, stand auf.

„Was für 'nen schönen Traum hatte ich doch, Brüder!“ begann er.

Wudjew ließ einen leisen Zischlaut hören, zum Zeichen, daß er schweigen solle, und die Soldaten standen da und lauschten. Die leichten Schritte von Leuten, die offenbar keine Stiefel trugen, kamen näher. Immer deutlicher und deutlicher hörte man in der Dunkelheit das Rascheln der trockenen Blätter und Zweige. Dann vernahm man ein Gespräch in der an Kehllauten reichen Sprache der Tschetschenen. Bald hörten die Soldaten nicht nur die Stimmen, sondern sahen auch zwei Schatten, die im matten Schimmer der sternhellen Nacht zwischen den Bäumen hinschlichen. Der eine Schatten war länger, der andere kürzer. Als die Schatten in einer Linie mit dem Posten waren, trat Panow mit zweien seiner Kameraden, das Gewehr im Anschlag, auf die Straße hinaus.

„Salt! Wer da?“ rief er.

„Tschetschenze, friedlich,“ sagte der Kleinere der beiden Ankömmlinge, der kein anderer war als Bata. „Gewehr nicht, Säbel nicht,“ sagte er, auf sich selbst zeigend. „Fürst sprechen.“

Der Größere der beiden stand schweigend neben seinem Gefährten. Auch er war unbewaffnet.

„Es werden Sendboten sein,“ erklärte Panow, zu den Kameraden gewandt. „Wir müssen sie zum Oberst bringen.“

„Fürst Woronzow sprechen, sehr nötig, große Ding,“ sagte Bata.

„Gut, wir bringen Euch hin,“ versetzte Panow. „Du kannst sie mit Bondarento hinbringen,“ wandte er sich zu Wudjew. „Ubergib sie dem diensttuenden Offizier und komm wieder zurück. Sei aber vorsichtig — laß sie immer vorausgehen!“

„Na, da hat das hier auch noch mitzureden,“ sagte Wudjew und machte mit dem Bajonett eine Bewegung, als wollte er zustecken. „Sowie sich einer verdächtig macht, gibt es so was!“

„Nicht doch, wir wollen ihn doch ganz hinbringen,“ meinte Bondarento.

„Na, geht nun — vorwärts marsch!“

Als die Schritte der beiden Soldaten, die mit den Boten davonzogen, in der Ferne verhallt waren, begaben sich Panow und Nikitin wieder an ihren Platz.

„Was Teufel haben die Kerle hier in der Nacht zu suchen?“ sagte Nikitin.

„Es muß wohl irgend etwas Wichtiges sein,“ entgegnete Panow. „Es ist recht frisch geworden,“ fügte er dann hinzu, wickelte seinen Mantel auseinander, zog ihn an und setzte sich unter den Baum, gegen dessen Stamm er sich lehnte.

Zwei Stunden darauf kehrten Wudjew und Bondarento zurück.

„Na, habt Ihr sie richtig hingebracht?“ fragte Panow.

„Ja. Beim Oberst war man noch auf; wir brachten sie gleich dorthin. Sind doch ganz prächtige Jungen, diese Kahlköpfe, sag' ich Dir,“ fuhr Wudjew fort. „Bei Gott! Hab' mich sehr gut mit ihnen unterhalten.“

„Du unterhältst Dich mit aller Welt gut,“ sagte Nikitin mürrisch.

„Nein, wirklich — ganz wie die Russen sind sie. Der eine ist verheiratet. „Maruschka“, frag' ich ihn — „bar?“ — „Bar“, sagt er. „Schafe“, frag' ich ihn, „bar?“ — „Bar“, sagt er, „viele.“ „Pferdchen“, frag' ich ihn, „bar?“ — „Ein Paar“, sagt er. Und so ging es weiter. Prächtige Leute, wirklich!“

„Was heißt da prächtig!“ sagte Nikitin. „Triffst er Dich irgend-

wo allein, dann schlägt er Dir den Bauch auf, ohne sich zu bedenken.“

„Der Tag wird bald anbrechen,“ meinte Panow.

„Ja, die Sterne werden schon blässer,“ sagte Wudjew, sich niederlegend. Und die Soldaten verstummten wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schutzfunktion der Leber.

Schon seit langem weiß man, daß zu den wichtigsten Aufgaben der Leber der Kampf gegen Gifte gehört, die von außen in den Körper eindringen oder im Körper selbst entstehen. In unserem Körper entsteht dauernd Ammoniak, das durch seinen scheinlichen Geruch kenntlich und für schmutzige Bedürfnisanstalten so charakteristisch ist. Das Ammoniak entsteht in den Bedürfnisanstalten durch die Bakterienfäulnis des Harnstoffes, des wichtigsten Bestandteiles des Urins. In unserem Körper entsteht das Ammoniak bei der Verdauung des Eiweißes. Das Ammoniak nun ist ein Gift, mit dem man Tiere töten kann, wenn man es in geeigneter Form ins Blut bringt. Daß uns eine jede Mahlzeit, bei der es Eiweiß zu verdauen gibt, nicht direkten Weges in den Tod führt, dafür sorgt eben die Leber. Ein großes Blutgefäß führt das gebildete Ammoniak, das ja aus den Körperzellen zunächst ins Blut gelangt, in die Leber. Die Leberzellen gehen sofort an die Arbeit, fangen das Ammoniak ab und machen daraus Harnstoff, der nicht so giftig ist wie Ammoniak. Dann wird der Harnstoff mit dem Blute zu den Nieren geführt und von diesen mit dem Harnwasser nach außen abgegeben.

Genau wie mit dem Ammoniak macht es die Leber mit den Giften, die von außen in den Körper hineingelangen. Schneidet man aus einem eben getöteten Kaninchen, Kage oder Hund die Leber heraus und treibt mit Hilfe eines Pumpwerkes eine Giftlösung durch die Blutgefäße der Leber, so wird ein Teil des aufgelösten Giftes von der Leber zurückgehalten. Neuerdings hat ein Forscher diese Dinge aufs neue studiert und eine ganze Reihe von verschiedenen Giften durch die Leber durchgelassen. Er fand, daß die Leber die stärksten Gifte zurückhalten und zu zerstören vermag, namentlich die sogenannten Alkaloide, Stoffe, die in den meisten Pflanzen enthalten sind und zu denen z. B. das Nikotin, das Strichnin, das Morphin, das Kurare (das südamerikanische Pfeilgift) und viele andere gehören. Diese Stoffe verursachen, auch in den kleinsten Mengen, den Tod des Tieres und des Menschen. So genügt schon 1 Milligramm reinen Nikotins, um ein Kaninchen zu töten. Und ein Milligramm ist der fünfzigste Gewichtsteil eines Wassertropfens, denn dieser wiegt schon ganze 50 Milligramm! Da gilt es sich vorzubeugen, um solche giftige Eindringlinge, die einmal mit der Nahrung in den Darm gelangt sind, aufzuhalten. Da spielt nun wieder die Leber die Rolle der Vorrichtung: direkt vom Darm führt das Blut das Gift in die Leber, wo es von den fleißigen Leberzellen mit Beschlag belegt und zerstört wird. Unterbindet man das große Blutgefäß (die Pfortader), das das Blut aus dem Darne in die Leber führt, so werden Tiere schon durch solch' geringe Mengen der Gifte getötet, die sonst gar nicht von Einfluß auf sie sind. Da sei ein schöner Versuch genannt, den schon vor mehreren Jahrzehnten der deutsch-italienische Physiologe Schiff ausgeführt hat. Er unterband bei einem Frosche das große Blutgefäß der Leber und tropfte auf die Haut des Tieres den achtzigsten Teil (!) eines Nikotintropfens. Der Versuchsfrosch starb, während der normale Frosch bei so geringen Mengen des Giftes ganz vergnügt am Leben bleibt. Gelangen größere Mengen der Gifte in den Körper, so kann die Leber natürlich den größeren Anforderungen nicht genügen, das Gift gelangt an Herz und Kreislaufsystem und die Vergiftung ist da.

Sehr interessant verhält sich ein Gift, das man Alkohol nennt und trotz seiner Schädlichkeit für den Organismus so gern genießt. Der Alkohol gelangt aus dem Magen oder dem Darne in das Blut und wird zunächst in die Leber geführt, da sämtliche Blutgefäße des Darmes sich in dem großen Blutgefäße der Leber sammeln. Ein großer Teil des Alkohols wird in der Leber festgehalten, der übrige Teil gelangt unversehrt aus der Leber zum Gehirn und Rückenmark und in die anderen Organe des Körpers und tut hier seine schädliche Wirkung. Aber auch die Leberzellen selbst leiden unter dem vielen Alkohol! Sie selbst werden vergiftet und können ihre gewohnte Arbeit nicht mehr leisten. Dann ist man eben „leberkrank“, wie das so häufig den Alkoholikern ergeht. Und nun male man sich aus, was alles der Körper an Schaden erleidet, wenn seine Leberzellen nicht mehr auf dem Posten sind! Gifte, die sonst durch die Leber unschädlich gemacht werden, können nun im Körper kreisen und, wenn sie auch nicht den Tod des Patienten nach sich ziehen, untergraben sie doch in gründlicher Weise seine Gesundheit.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Die Gedichte und kleinen Dramen von Hugo v. Hofmannsthal. (Volksausgabe des Inselverlags, Leipzig.) Die Poesie statt in der engen Kammer des Herzens in der ganzen ungeheuren, unerlöschlichen Natur wohnen zu lassen, ist nach Hof-

mannsthal's eigenen freimütigen Worten, die er vor ein paar Jahren in einem Essay ausgesprochen hat, sein künstlerisches Ziel und Credo. Ein Dichter, der sich zur Engherzigkeit bekennt, ist zweifellos ein Original. Im allgemeinen legt man bei Poeten gegenteilige Dispositionen voraus. Goethes Herz war bekanntlich so weit, daß er sich nie außerhalb seiner selbst zu suchen brauchte, sondern alle äußeren Erscheinungen in sein Inneres projizieren konnte. Und in unseren Tagen haben Dehmel, Verhaeren und Whitman, nachdem sie ihre Herzen für den umgebenden Zeitgeist geweitet hatten, auch noch ein gut Teil der großen Phänomene des Weltalls in sie aufzunehmen vermocht. Während sie alle bestrebt waren und sind, ihr Ich mit der Welt aufs innigste zu verschmelzen, kennt Hofmannsthal gleich seinem Gegenpart Stefan George nichts Wichtigeres, als die Beziehungen zwischen Mensch und Natur zu lodern und zu lösen. Trotzdem wäre es ungerecht, ihn, wie es öfter geschehen ist, einen kalten Aestheten zu nennen, der eine Erscheinung gar nicht mehr als Sinnbild, sondern bloß noch als weienloses Spiegelbild und sinnloses Spiel betrachte. Gewiß: ein Spiel ist sie ihm und ein vergeltliches und hoffnungsloses obendrein, aber kein sinnloses. Im Gegenteil: jedes Bild, das er formt, ist ein Symbol seines Lebensgefühls. Denn ein Lebensgefühl hat er noch, wenn auch ein negatives, nihilistisches. Das Lebensgefühl des im Ueberfluß Lebenden etwa, der feinfühlig genug ist, um die Schältheit und Richtigkeit seiner Besitzwerte zu empfinden und doch physisch allzu verstrickt mit ihnen, als daß er sich zu anderen losringen könnte. Das resigniert-schwermütige Lebensgefühl: wie eitel und unwahr ist doch dies alles, aber — wie hänge ich daran! Immer wieder tönt uns diese eine Melodie aus allen seinen Dichtungen entgegen. „Eine gewisse Bewegung, mit der du von einem hohen Wagen abspringst; eine schwüle, fernlose Sommernacht; der Geruch feuchter Steine in einer Hausflur; das Gefühl eisigen Wassers, das aus einem Laufbrunnen über deine Hände sprüht: an ein paar solche Erdendinge ist dein ganzer innerer Wert geknüpft, all' deine Aufschwünge, all' deine Sehnsucht, all' deine Trunkenheiten. Mehr als geknüpft, mit den Wurzeln ihres Lebens festgewachsen daran, daß — schnitteft du sie mit dem Messer von diesem Grunde ab — sie in sich zusammenkrümpften und dir zwischen den Händen zunichts vergingen.“ Dieser Gedankengang, den der Dichter in dem bereits erwähnten Essay niederlegte, ist der ewige Stehreiz aller seiner Verse. Aber es ist wundervoll, wieviel starke, suggestive, tief in die Seele eindringende Töne, wieviel tausenderlei leise und zarte Nuancen er findet, um diese einzige Melodie, über die er verfügt, zu variieren. Sowohl in seinen rein lyrischen Gedichten, wie in seinen sogenannten Dramen, die ich freilich lieber als Melodramen bezeichnen möchte. Denn immer wird in ihnen eine dürftige Handlung von einer reichen Musik überwuchert. Wegen dieser Eigenhaft und wegen der wohl durch einen Mangel an Weltanschauung bedingten Unfähigkeit des Dichters, Charaktere zu zeichnen, wirken denn auch Hofmannsthal's große Bühnenwerke wie „Elektra“ oder „Debipus und die Sphinx“ auf der Bühne recht unendlich. Anders die kleinen Dramen, von denen besonders „Der Tor und der Tod“, „Die Frau im Fenster“ und „Der Tod des Tizian“ trotz ihrer dramatischen Blauere eine künstlerische Bühnenwirkung zu erzielen vermögen. Die Sujets dieser kleinen Dramen werden ohnehin und von vorherem von jedem Zuschauer so intensiv als Schicksal empfunden, daß sie unmittelbar, ohne dramatische Motivierung und Vorbereitung durch eine hohe lyrische Stimmungsauslösung über eine kurze Spanne Zeit zu einem tragischen Erlebnis gesteigert werden können. Trotzdem: um alle Feinheiten dieser kleinen Dramen zu genießen, muß man sie lesen und es muß dem Inselverlag dankbar vermerkt werden, daß er sie beinahe alle in seine wohlfeile und doch mit viel Geschmack ausgestattete Volksausgabe aufgenommen hat. Auch damit, daß alle Gedichte ausnahmslos abgedruckt wurden, muß ich mich in diesem Falle einverstanden erklären. Hofmannsthal gehört zu jenen seltenen äußerlich vom Schicksal begünstigten Poeten, die alle ihre Dichtungen, von der frühesten bis zur letzten reif werden lassen konnten. Und das Volk, an das sich diese Ausgabe richtet? Das Volk, dessen Lebensgefühl ein anderes ist, als das dieses Dichters, dem wiederum alle Ideale des Volkes fremd sind? Dieses in all' seinen Räten lebensfreudige, zukunftsgläubige und kampffrohe Volk wird das Geschenk eines Dichters, der nicht sein Dichter ist, trotzdem mit Ehrfurcht entgegennehmen. Denn auch in diesem Volke gibt es keinen, der nicht hier und da von der tiefen Schwermut alles Seienden erfaßt würde, bevor er sich wieder aufrast, um das Glück des Kampfes zu genießen. Damit ihn derlei melancholische Stimmungen, denen er nicht feige entfliehen wird, nicht niederdrücken, sondern läutern und erheben, wird er gern nach diesem Buche greifen. J. R.

Sprachwissenschaftliches.

„War gewesen.“ Unter den niedertündigen Angriffen auf unsere Sprache, die von der Gedankenlosigkeit so gern mitgemacht werden, ist einer der ärgsten das furchtbare „war gewesen“. Es ist die „Vorbergangtheit“ des Zeitwortes sein, das „Plusquamperfectum“. Man bezeichnet also richtig damit eine sehr weit zurückliegende Zeit, die selbst der von Vergangenen Sprechende als vor dieser Vergangenheit liegende zu kennzeichnen wünscht. Ich spreche also richtig und kann keines Deutschen Sprachgefühl verletzen, wenn ich zum Beispiel erzähle: „Weißt Du,

ehe ich mich 1896 der Sozialdemokratie angeschlossen, war ich, unter dem Einfluß des bürgerlichen Elternhauses, als junger Bursch jahrelang liberal gewesen.“

Aber was hört und liest man heute?! „Gestern war ich am Bannsee gewesen, Frau Krachinsky war mit ihrer großen Tochter auch da gewesen.“ (Richtig: war da, oder, schon schlechter: ist da gewesen.) Oder, eine Gesellschaft tritt abends ins Café ein und wird von einer anderen begrüßt: „Ah, grüß Gott, wo war't Ihr denn heute gewesen?“ (Richtig! wo war't Ihr, schon schlechter: wo seid Ihr gewesen?)

Was soll man aber, wenn man die um sich greifende Seuche des „war gewesen“ seit Jahren mit ohnmächtiger Wut beobachtet hat, — was soll man dazu sagen, daß in dem jetzt vom „Berliner Tageblatt“ veröffentlichten Roman „Atlantis“ wörtlich (in der 5. Fortsetzung am 21. Januar), außer mehreren anderen „war gewesen“ zu lesen ist:

Er begann diesen Tanz zu schildern:

„Man trug zuerst eine große künstliche Blume herein, die man inmitten des Vestibüls aufstellte. In einzelnen zwanglosen Gruppen stand die Elite der berlinischen Künstlerchaft rings an den Wänden und auf der Treppe umher. Auch Menzel und Wegas waren zugegen gewesen. Eine Sammlung Böcklinscher Bilder war zum Zweck einer erst zu eröffnenden Sonderausstellung rings an den Wänden aufgehängt. Der zu erwartende Tanz aber nannte sich: Mara oder Das Opfer der Spinne.“

Hier wird ein Vorgang, der sich gleichzeitig mit dem Erzählten abspielte, nämlich die Anwesenheit Menzels und Wegas mit dem verdamnten, abscheulichen „war gewesen“ bezeichnet. Der Verfasser aber heißt . . . Gerhart Hauptmann, und er schildert den Erzählenden gar nicht etwa als einen ungebildeten Berlin W.-Gigler!

Und der dies „war gewesen“ mit sichtlich Vorliebe in seinem neuesten Erzeugnis verwendet . . . die größte Hoffnung Deutschlands ist, ach nein, war er nicht gewesen.

Die aufgebrochene Reisegesellschaft. Das zweite Mittelwort, das Partizip des Perfekts, bezeichnet immer etwas Zuständliches, z. B.: der verblühte Baum, die abgebraunte Rinde usw. Es ist also in gutem Deutsch unstatthaft, zu sagen: „Eine in das Innere von Neuguinea aufgebrochene Forschungs-gesellschaft wird vernicht.“ Ebenso unstatthaft: Der gestern abend eingetroffene und in der Sonne abgestiegene General hat heute . . .; sie lehrten unter die inzwischen angekommene Menge zurück; die soeben aufgetauchte Nachrikt; der bisher südwärts verlaufene Bach wendet sich nach Osten usw. Noch fehlerhafter sind die Fälle, in denen Mittelwörter von solchen Zeitwörtern so angewendet sind, die mit „haben“, nicht mit „sein“ verbunden werden, z. B.: der abgenommene Mond, die gegen die Dänen gekämpfte Brigade, der so unglücklich geendete Dichter usw. Aber einiger Spielraum ist der persönlichen Sprachempfindung nun doch insofern zu lassen, als man solche Fügungen wie „die eingerissene Unordnung, die durchgedrungene Kraft, der in den Ruhestand getretene Oberlehrer“ durchgehen lassen darf, weil man dabei mehr an die Fortdauer und Zuständigkeit denkt, als es gewöhnlich bei diesen Zeitwörtern des Tuns und Eintretens der Fall ist.

Medizinisches.

Ueber zweihundert Herzoperationen. Vor der Wiener Gesellschaft der Aerzte hat Dr. Finsterer einen jungen Mann vorgestellt, der wieder einen neuen Triumph der Chirurgie bei schweren Verletzungen des Herzens veranschaulichen konnte. Der Fall war insofern von vornherein bedenklich, als der von mehreren Stichen Verwundete bereits an großer Blutarmut gelitten hatte. Als er zur ärztlichen Beobachtung kam, blutete die Herzwunde fortgesetzt, namentlich bei Eintritt des Hustens. Der Puls schlug mit fieberhafter Schnelligkeit, war aber nur noch sehr schwach zu fühlen. Bei der sofort vorgenommenen Operation stellte sich zunächst heraus, daß das Herz von einer nicht weniger als drei Zentimeter langen und einen Zentimeter tiefen klaffenden Wunde getroffen worden war. Dennoch wagte der Arzt die Wunde zu vernähen, da eine andere Rettung nicht denkbar war. Selbstverständlich schwankte der Verwundete noch einige Tage zwischen Leben und Tod, und namentlich wollte sich der Puls noch nicht beruhigen. Immerhin war schon nach drei Wochen eine fast völlige Wiederherstellung ohne besondere Komplikationen erzielt. Dr. Finsterer hat im Anschluß an diese Schilderung eine Uebersicht über die bisherigen Erfolge von Herzoperationen gegeben. Im ganzen sind danach rund 225 bekannt geworden und von diesen soll fast die Hälfte zur Heilung gelangt sein. Das wäre ein ganz erstaunlicher Erfolg, der nach der Meinung von Dr. Finsterer selbst etwas zu hoch gegriffen ist. Aber auch wenn man davon etwas in Abzug bringen muß, ist der durch die Herzoperationen erzielte Fortschritt als außerordentlich groß zu bezeichnen, zumal noch vor wenigen Jahren das Herz für den Chirurgen als ein Nährmichnichtan galt. Man kann sagen, daß früher fast alle Verletzungen des Herzens zum Tode führten. Es sind zwar Fälle beglaubigt, in denen eine solche Verletzung ohne Eingriff des Arztes geheilt ist, aber das sind doch nur ganz seltene Ausnahmen gewesen. Leider wird die rettende Tat des Arztes dadurch erschwert, daß bei Verwundungen eine Verletzung des Herzens nicht immer leicht festgestellt werden kann.